

**Christofer Herrmann, Mittelalterliche Architektur im Preussenland. Untersuchungen zur Frage der Kunstlandschaft und -geographie.** Petersberg: Imhof 2007. 816 S., zahlr. Ill., graph. Darst., Kt. (Studien zur internationalen Architektur- und Kulturgeschichte, Bd. 56).

Das Werk weckt Respekt. Damit ist freilich nicht die Monumentalität der herausragend im Imhoff-Verlag verlegten, fünf Kilogramm schweren Druckausgabe gemeint, sondern auch die Fülle des Materials, an die sich Herrmann heranwagt. Im hinteren Cover-Text schreibt der Autor, dass „die Architektur im Ordensland, [die] ausgeprägten Merkmale einer eigenständigen Bautradition [zeigt], die Gegenstand des Buches ist“. Er schließt darin Burgen, „eine Synthese aus Kloster und Befestigung“, ferner „Kirchen, Stadtbefestigungen und Kommunalbauten“ in „fast 100 Städten“, schließlich Pfarrkirchen „in den etwa 1000 neugegründeten Dörfern“ ein. Wie Herrmann weiter schreibt, soll der Architekturbestand unter verschiedenen Fragestellungen ausgewertet werden. Dem analytischen Teil „auf empirischer Basis“ folgt der Katalog mit „einer vollständigen Dokumentation aller Bauten (427 Objekte)“ samt einem umfangreichen Abbildungsteil.

Auch wenn diese akribische Arbeit, deren Umfang den Autor „an die Grenzen der Belastbarkeit“ geführt hat, als ein Grundlagenwerk gelten kann, sind eine Reihe von kritischen Anmerkungen zur regionalen Eingrenzung des Betrachtungsraumes, zur Auswahl der Baukategorien sowie zu den methodologischen Fragestellungen und ihren Ergebnissen zu machen.

Zunächst zum Werk und zum Autor selbst. Die Arbeit ist das Ergebnis von etwa zehn Jahren Forschung vor Ort, die der Autor neben seiner Lehre in Allen-

stein und dann in Danzig geleistet hat. Gleichzeitig handelt es sich um eine Habilitationsschrift, die Herrmann im Institut für Kunstgeschichte der Universität Greifswald einreichte und 2005 dort verteidigte. Die Arbeit besteht, nach einführenden Anmerkungen zum Gegenstand und Methodologie, aus einer mathematisch anmutenden „Auswertung der typologischen Merkmale“, in denen die Baukategorien (Kirchen, Burgen und Rathäuser) sowie ihre Einzelelemente (Chor, Turm, Wandaufriß, Pfeiler, Wölbung etc.), ferner Dekorformen, Material und Bautechnik sowie Masse und Proportionen der Bauten mittels einer Statistik erfasst werden. Der synthetische Teil besteht aus den Teilen „Bauorganisation (Bauherr, Handwerker, Kosten und Finanzen)“ und „Ableitung, Entwicklung und Interpretation der Bau- und Dekorformen“; zum Schluss findet sich das Kapitel „Architekturentwicklung und Architekturlandschaft(en) im Preußenland“. Hier werden „Stile“ differenziert – jene, in den unterschiedlichen Baukategorien („der frühe Burgenbau“, „die ‚klassischen‘ Konventsburgen im Kastelltypus“, „Dome“, „ländliche“ und „städtische Pfarrkirchen“ etc.), Zeitperioden („der frühe Stil“, „der entwickelte preußische Stil“, „der späte Stil“) sowie in einzelnen Regionen („zur Frage der ermländischen Architekturlandschaft“, „der Prozess der Ausbildung regionaler Eigenarten in der Architektur des Preußenlandes“). Quantitativ überwiegt der daran anschließende 500-seitige Katalog, in dem 427 Bauten aufgenommen worden sind. Sie werden nach Status, Bautypus, Erhaltungszustand und Material typologisiert, ferner beschrieben, datiert (zuzüglich Quellenangaben), verglichen und schließlich „bewertet“, d. h. es wird ihre kunstgeschichtliche Einordnung vorgenommen. Sehr gute Fotoaufnahmen und Grundrisse sind fast jedem Objekt zugeordnet. Es handelt sich um 347 Sakralbauten, in überwiegender Mehrheit ländliche Pfarrkirchen, 65 Burgen und 15 Rathäuser (die Zahlen in dem runden Diagramm, S. 48, stimmen nicht). Der Katalog ist übersichtlich (auch wenn man schon aus bloßen Orientierungsgründen eher die heutigen Landkreise und nicht die vor 1945 hätte angeben sollen) und vorbildhaft, auch die weiteren Anhänge und eine imposante Literaturliste, in der man nur gerne, dem deutschen Usus üblich, die Vornamen der Autoren gefunden hätte.

Mit diesen Dimensionen nimmt sich der Autor eine bis dahin – zumindest für Preußen – nie versuchte holistische Aufgabe vor. Allerdings kann seine Aussage im Vorwort, er hätte sich als „Kind der westdeutschen Nachkriegskultur“ einem „für deutsche Kunsthistoriker“ „exotischen Thema“ und den „weitgehend unerforschten Gegenständen“ zugewandt (S. 7), nur einen unbedarften Leser befriedigen, in dessen Kopf noch die Vorstellung von einer Terra incognita jenseits des „eisernen Vorhangs“ herumschwirrt. Dabei konnte sich Herrmann auf eine Fülle älterer und neuer, deutsch- und polnischsprachiger Arbeiten stützen, seien es die Denkmalinventare (Adolf Böttichers für Ostpreußen und – wesentlich bessere, von Johann Heise, teilweise Bernhard Schmid für Westpreußen; polnische Denkmalkataloge nach den Landkreisen, weitgehend komplett für Westpreußen, sehr unvollständig für Ostpreußen), seien es Synthesen ganzer Regionen (die vierbändige 1995 von Teresa Mroczo und Marian Arsyński herausgegebene „Gotische Architektur in Polen“, in der das Ordensland einen gebührenden Platz einnimmt), einzelner Bautengruppen (zu Deutschordensburgen: Conrad Steinbrecht 1888,

1920, Carl-Heinz Clasen 1927 und der Autor der vorliegenden Rezension, 1998; zur Bauplastik: Tadeusz Jurkowlanec 1989) oder Teilregionen (Kompendium des Sakralbaus im Kulmerland von Teresa Mroczo 1980). Zählt man Duzende von Aufsätzen zu Einzelobjekten sowie die Baumonographien hinzu, kann – wenn auch die Lücken durchaus sichtbar sind – von einem unerforschten Gegenstand kaum die Rede sein. Eine sehr detailliert vorgenommene Übersicht des Forschungsstandes, die beweist, dass der Autor in der Literatur beider Sprachen (die russisch- oder litauischsprachige Literatur spielt nur eine marginale Rolle) zuhause ist, relativiert etwas die anfänglich genannte Aussage Herrmanns, die wohl nur dem ländlichen Kirchenbau zu gelten hat. Der Autor baute auf einem soliden Fundament der bestehenden Literatur auf, seine profunde Kenntnis zum Denkmalgegenstand ließ ihn auch die Lücken in der Forschung klar erkennen und mit der vorliegenden Arbeit den Versuch zu unternehmen, diese zu schließen.

Herrmann erfasst in seinem Katalog die Bauten „Alt-Preußens“, d. h. des östlichen, größeren Teiles des Ordenslandes Preußen, der im 13. Jahrhundert vom Deutschen Orden erobert wurde. Dies bezieht sowohl das alte Siedlungsgebiet der baltischen Prußen als auch das einst polnische, im 13. Jahrhundert von Prußen besetzte Kulmerland mit ein, das kleine Kristallisationsgebiet des Ordensstaates. Weggelassen wurde dagegen Pommerellen westlich der Weichsel, das erst später, 1308–1309, vom Orden erobert wurde. Herrmann konzentriert sich auf das Gebiet der vier preußischen Bistümer (Kulm, Pomesanien, Ermland und Samland), die dem Erzbischof von Riga unterstanden, und lässt die Architektur um und in Danzig weg, das dem Bischof von Włocławek in Kujawien und damit dem Erzbistum Gnesen unterstand. Als Rechtfertigung dieser Trennung nennt er die Beständigkeit der Grenzen dieser vier Bistümer, im Vergleich zu denen des Ordensstaates, die „ständigen Verschiebungen“ unterlegen gewesen seien sollen. Des Weiteren interessiert ihn der sog. „Nullpunkt der Architekturgeschichte“ in Alt-Preußen, d. h. der Mangel an gemauerter Architektur vor der Ankunft der Ordensbrüder.

Diese Trennung ist jedoch problematisch. Pommerellen wurde nach 1309 rasch in den politischen Organismus Preußens integriert und weitgehend neu besiedelt. Es wurde zu einem integralen Teil des Staates, ohne dass seine Grenzen schwankten. Im Gegenteil, im Süden zwischen Schwetz (Świecie) und Bromberg (Bydgoszcz) bestand in den Jahren 1309–1466 eine dauerhafte Grenze, im Westen war sie spätestens mit der dauerhaften Einbeziehung Lauenburgs (Lębork) und Bütows (Bytów) um die Mitte des 14. Jahrhunderts festgelegt. Schwankungen, die Herrmann nennt, beziehen sich auf ephemere Gewinne der Ordensritter – das Dobriner Land, die Neumark, Kujawien, Gotland, Schamaiten – ganz zurecht sollten diese in einer Synthese des Ordensstaates unberücksichtigt bleiben. Anders aber verhält es sich mit Pommerellen, dessen Fehlen hier besonders schmerzhaft auffällt, da es um 1350 keine besonderen Unterschiede in der Verwaltung, Wirtschaft oder im Kulturleben der Regionen östlich und westlich der Weichsel gab.

Pommerellen nur in einem kleinen als 6.1.2.2 betitelten Kapitel zu behandeln, ist nicht angemessen (die für Qualifikationsarbeiten vorgesehene Gliederung ist in einem so vorbildhaft verlegten, nach Übersichtlichkeit strebenden Werk eher

hinderlich). Es macht diese Region für den Leser quasi zu einem Nebenland Preußens, das von Herrmann ähnlich behandelt wird wie die Anrainerstaaten Masowien oder Pommern. Dass das für die Region, die seit 1309 etwa ein Drittel des Staates ausmachte und wo mit Danzig dessen bedeutendste Stadt lag, eine völlige Unterbewertung bedeutet, liegt auf der Hand. Übrigens, da Herrmann auf einen historischen Abriss verzichtet, bildet er – bis auf eine winzige Karte des Ostseeraumes (S. 183) – das Ordensland Preußen nicht ein einziges Mal ab.

Auch wenn vor der Ankunft der Deutschordensritter in Pommerellen die Klöster in Oliwa (Oliwa) und Pelplin bestanden haben und möglicherweise auch Teile der Danziger Burg in Stein ausgeführt waren, war Pommerellen ebenso wie Alt-Preußen ein Landstrich ohne Traditionen der gemauerten Architektur; auch hier haben folglich die Ordensritter als Landesherren einen mächtigen Input in der Bautätigkeit bewirkt. Da die große Mehrheit der behandelten Bauten aus dem 14. Jahrhundert stammt, kann in dieser Zeit von politisch-administrativen, formalen oder sonstigen Unterschieden in der Bautätigkeit westlich und östlich der Weichsel nicht gesprochen werden. Herrmann behandelt beispielsweise das Marienburger Werdergebiet – zwischen dem Hauptstrom der Weichsel und der Nogat gelegen –, lässt aber das Danziger Werder westlich davon außer Acht. Da die Dorfkirchen hier wie dort mehrheitlich in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, im Zuge der Urbarmachung dieses Landstriches, erbaut worden sind, ist diese Trennung hier schlecht nachvollziehbar. Gleiches gilt für die Deutschordensburgen. Mewe (Gniew), eine Exklave des Deutschordensstaates in Pommerellen, wies ein Konventshaus auf, das typologisch mit den wichtigsten Kastellen des Kulmerlandes wie Rehden (Radzyń Chełmiński) und Strasburg (Brodnica) eine Gruppe bildet – bei Herrmann ist sie ausgeblendet. Unberücksichtigt bleiben im Katalog solche Burgen wie das gegenüber Thorn gelegene Klein-Nessau (Mała Nieszawa) oder die pommerellischen Burgen wie Danzig, Bütow (Bytów), Herren-Grebin (Grabiny-Zameczek), Schlochau (Człuchów) oder Schwetz (Świecie). Ihre Bezüge zu den behandelten Burgen wie Neidenburg (Nidzica), Königsberg, Soldau (Działdowo) oder Strasburg sind so eindeutig, dass der Katalog unvollständig erscheint. Und schließlich – was vielleicht die gravierendste Folge der Nichtberücksichtigung Pommerellens ist: indem er Danzig nicht aufnimmt, dessen Bauten sicherlich weit über die Grenzen des Weichseldeltas ausstrahlten, lässt Herrmann einen der wichtigsten Referenzpunkte in Preußen weg.

Die chronologische Eingrenzung des Themas weckt dagegen keine Einwände. Die ersten gemauerten Bauten treten im Kulmerland um 1250 (Thorner Burg) auf. Die rege Bautätigkeit hält an bis zur Schlacht von Tannenberg 1410, die eine Zäsur bildete und sich – aus finanziellen Gründen – lähmend auswirkte; nur an vereinzelten Bauten wird noch bis zum Ende der Ordensherrschaft 1525 weitergebaut.

Etwas problematischer ist die Wahl der Bautenkategorie im Katalog. Von 347 katalogisierten Sakralbauten entfallen nur etwa 20 auf Kathedralen (Kulmsee/Chełmża, Marienwerder/Kwidzyn, Frauenburg/Frombork, Königsberg/russ. Kaliningrad), auf Stiftskirchen (z. B. Guttstadt/Dobre Miasto) sowie auf Pfarr- und Klosterkirchen in den wichtigsten Hansestädten des Landes – in Thorn (Toruń), Kulm (Chełmno), Elbing (Elbląg), Braunsberg (Braniewo), Bartenstein

(Bartoszyce) – oder in den städtischen Organismen Königsbergs, somit alle auf Bauten von überregionaler Bedeutung. Auch wenn man etwa 50 weitere Pfarrkirchen in den kleineren Städten von der Gesamtzahl der Objekte ausnimmt, so bedeutet es immer noch, dass die gewaltige Mehrzahl der im Katalog behandelten Sakralbauten ländliche Pfarrkirchen sind. Auch der Umfang des ihnen gewidmeten Textes konkurriert durchaus mit den Höhepunkten des preußischen Sakralbaus. Eine Kategorie, die ganz außen vor bleibt, ist der Bereich der bürgerlichen Architektur – allen voran die Bürgerhäuser in Thorn und Kulm. Obwohl im Cover-Text genannt, bleiben ferner Stadtmauern und Stadttore unberücksichtigt, über die Herrmann schreibt (S. 14), dass sie nur sporadisch erhalten blieben. Dies ist eine Untertreibung, da im Untersuchungsgebiet noch mindestens zehn Stadttore existieren, darunter die imposanten Anlagen in Marienburg, Elbing oder Heilsberg (Lidzbark Warmiński). Und zum Thema Marienburg: Hier wird nur das Hochschloss behandelt; es fehlen im Katalog neben den bereits erwähnten Stadttoren auch die Gesamtanlage des Schlosses, darunter eben das Brückentor, aber auch Bauteile der Vorburg (Karwan, Bartholomäuskirche etc.) oder das Mittelschloss mit dem Hochmeisterpalast. Dem Hochmeisterpalast ist eine Seite in der Zusammenfassung gewidmet, wohl um diesen beeindruckenden Bau doch wenigstens fotografisch darzustellen. Herrmann schreibt zu Recht, dass der Bau „außerhalb jeder typologischen Ordnung“ steht (S. 248). Dann wäre es konsequenter gewesen, ihn gänzlich auszulassen, was wiederum die Erwartungen des Lesers, die durch den Titel und das Vorwort geweckt wurden, enttäuscht hätte.

Hier stoßen wir auf den Kernpunkt meiner Kritik. Da man aber bekanntlich nicht alles untersuchen kann, ist das schwerlich als Vorwurf zu formulieren. Nur geben Titel, Cover und Vorwort etwas vor, was nicht gänzlich gehalten wird. Hätte man die Stadtkirchen, Burgen, über die es ja einschlägige Literatur gibt, sowie die Rathäuser herausgenommen und das Buch „Ländliche Sakralarchitektur im Ostteil des Ordenslandes Preußen“ genannt, wäre dies eindeutig und korrekt, und das Buch hätte dennoch nichts von seinem Prädikat als unschätzbare Grundlagenarbeit verloren.

In dem synthetischen Teil der Arbeit setzt sich Herrmann mit zahlreichen Theorien und auch Mythen auseinander, die in der Literatur fest verankert sind. Er bezweifelt, wohl zu recht, die verschiedenen Theorien, das Sternengewölbe sei englischer Herkunft, kritisiert treffend die sog. „Orienttheorien“. In dem als „Problematik der Ableitungsversuche“ betitelten Teil setzt er sich detailliert mit unterschiedlichen Übertragungstheorien auseinander – z.B. mit dem Vorbildcharakter der Kathedrale von Lincoln, der Marburger Elisabethkirche oder der St. Marienkirche in Lübeck. Diese Narration ist vorbildhaft, lediglich bei einigen Aspekten bleibt meines Erachtens Klärungsbedarf.

Im Kontext der Ausstrahlung und Nachwirkung der Architektur des Preußenlandes widmet Herrmann ein Unterkapitel den künstlerischen Beziehungen zu den direkten Nachbarn Preußens im Süden, den masowischen Piasten-Herzogtümern. Für ihn ist die Abhängigkeit Masowiens von der Bauweise des Ordenslandes evident, womit er sich der Argumentation der älteren Literatur, etwa Bernhard Schmid, anschließt. Damit meine ich freilich nicht ihre nationale

Kontaminierung, sondern die Übernahme von Schlüssen, nämlich dass von Preußen „einige entscheidende Impulse“ für Masowien ausgegangen seien. Das Problem der masowischen Architektur ist jedoch vielschichtiger. Sieht man von den romanischen Solitären, vereinzelt Klosterbauten und dem Burgenbau im 15. Jahrhundert ab, stammt die sakrale Architektur auf dem Lande dort weitgehend aus der Zeit von 1470–1570, wobei erst um 1530 eine sehr intensive Bautätigkeit ansetzt, also in einer Zeit, da die Blüte der ordenszeitlichen Landkirchen fast 200 Jahre zurück lag. Es gibt ferner nur zwei sichere Quellen, an denen sich eine preußisch-masowische Beziehung festmachen lässt. Das Gewölbe der Warschauer Pfarrkirche errichteten Danziger Maurer, wie ein Brief von 1473 an den dortigen Stadtrat nahe legt; sie sollten nochmals nach Warschau kommen, um die nach einem Jahr am Dach aufgetretenen Schäden zu beseitigen. Die zweite Quelle ist eine mittelbare: ein Maurer namens Niklos wurde 1429 für seine Arbeiten an den Herzogsburgen in Ciechanów und Liw belohnt. Herrmann (S. 234) konstruiert hier allerdings eine Abhängigkeit nach dem Muster „Vorbild-Nachfolger“, die aber nur für Bütow und Ciechanów funktionieren könnte. Bedenkt man, dass Bütow ein Unikat in der Ordensarchitektur darstellt und dass andere masowische Burgen (Rawa Mazowiecka, Czersk, Łowicz, Liw) andere Architekturtypen aufweisen, ist eine Beziehung zu den großpolnischen Burgen (Gośławice, Borysławice) viel plausibler. Natürlich hat Herrmann Recht, dass viele masowische Kirchen um 1500 Giebel- und Dekorformen aufweisen, die eindeutig preußisch sind. Aber das Beziehungsgeflecht war wesentlich komplexer. Es gab hier brandenburgische und großpolnische Einflüsse sowie, ab 1510, italienische Stilformen. Zu unrecht kritisiert Herrmann die Habilitationsschrift von Robert Kunkel (*Architektura gotycka na Mazowszu*, Warszawa 2006), der diese Entwicklungen thematisiert. Wenn Herrmann (S. 313) die Annahme Kunkels von der Beteiligung italienischer Maurer am Baugeschehen in Masowien als wenig plausibel abtut, dann liegt hier wohl ein Missverständnis vor. Hier handelt sich nicht um eine Annahme, sondern um eine in zahlreichen Quellen fest verankerte Mitwirkung italienischer Architekten, Steinmetzen und Maurer an den Bauvorhaben Masowiens in der Zeit um 1550, so z. B. um eine Krakauer, zuvor auf dem Wawel tätige Werkstatt, die nach 1531 am Dom von Płock baut, oder das Werk des Baumeisters Giovanni Batista da Venezia, der sich in Masowien niederlässt und um die Mitte des 16. Jahrhundert eine Reihe von Kirchen, darunter in Pułtusk, Brok und Brochów, errichtet. Das war ein Phänomen der sog. Gotik-cum-Renaissance-Architektur. In der Epoche davor war die Situation anders, was beide Forscher sehen, wobei sie sich allerdings in der Interpretation der Quellen unterscheiden. Kunkel unterstreicht die Herkunft von architektonischen Details, einschließlich bestimmter Giebelformen, aus Preußen (S. 176), stellt aber fest, dass die in den Quellen des 15. Jahrhunderts genannten Maurer und Baumeister mehrheitlich Einheimische waren, seltener aus Großpolen kamen oder – noch seltener aus anderen Ländern wie Franken oder Böhmen. Herrmann geht in der Interpretation dieser Namen weiter. Ausgehend von einer alten Theorie, dass damals viele Maurer aus dem verarmten, von Kriegen stark in Mitleidenschaft gezogenen Ordensland Zuflucht im Süden suchten und dort auch arbeiteten, vermutet er, dass sich hinter vielen Namen wie „Johann aus Warschau“

Ankömmlinge aus Preußen verbergen, die ihr Stadtrecht und damit den Namen wechselten. Auch wenn der Einfluss aus Preußen in Masowien an vielen Einzelformen sicherlich feststeht, findet diese Hypothese Herrmanns letztlich keine Bestätigung in den Quellen.

Herrmann war, wie er schreibt (S. 7), von dem Versuch fasziniert, „Architekturgeschichte als empirische Wissenschaft in einer fast naturwissenschaftlich exakten Weise“ zu erfassen. Dieses Vorgehen, in dem der Autor sich gleichzeitig als „Pionier und Dilettant“ fühlt, fruchtet in Dutzenden von Tabellen und Diagrammen, wo oft mit einer Sinuskurve bautypologische Phänomene einprägsam zur Schau gestellt werden. Daraus ersieht man, dass im Kulmerland die kürzesten Backsteinformate vorherrschten (S. 111), dass um 1400 Giebel mit Fialen dominierend waren (S. 90), oder dass elf Prozent aller untersuchten Burgen einen unregelmäßigen Grundriss aufwiesen (S. 81). Diese Angaben in Form von Tabellen zu vermitteln, ist wohl mit dem Ansatz einer naturwissenschaftlichen Überprüfbarkeit kompatibel, man mag es akzeptieren oder nicht, vieles ist tatsächlich auf den ersten Blick sichtbar. Dass sich der Autor gelegentlich irrt und ein Kreisdiagramm auch für den Erhaltungszustand der Bauwerke nach dem „schweren Winter 1944/1945 und der Trennung Ostpreußens“ anwendet (S. 51–52), mutet dagegen etwas kurios an. Generell muss man sich fragen, welche wissenschaftliche Relevanz etwa ein Kreisdiagramm hat, aus dem herauszulesen ist, dass 86 Prozent der Kirchen Saalbauten, neun Prozent Hallen sind und sich die übrigen fünf Prozent auf Basiliken und Stufenhallen verteilen? Oder dass 28 Prozent aller Kirchen des Gebietes aus Turm, Langhaus und Chor bestehen? Wenn dies einerseits eine Hilfe ist, um typologische Regelmäßigkeiten des Gebietes besser zu erfassen, so führt dieser quasi-mathematische Anspruch oft in die Sackgasse. Die Typologisierung mit einprägsamen Zeichnungen endet nämlich dort, wo es am interessantesten wird: „Bei den Kirchen des Preußenlandes kommen Querhäuser, Krypten und Umgangchöre nicht vor.“ Zum einen unterrichtet die Anmerkung gleich, dass es doch Ausnahmen gibt (Querhaus in Kulmsee), zum zweiten gibt es durchaus Anlagen, die diese Elemente haben, aber in dem unberücksichtigten Westteil des Staates liegen (Neuenburg/ Nowe, Oliva/ Oliwa), zum dritten erhält der Leser keine Auskunft darüber, warum diese Bauteile nicht vorkommen.

Der Schwerpunkt der Arbeit liegt in der typologischen Analyse von Bau- und Dekorformen. Dabei fragt sich Herrmann (S. 18), ob Kategorien der Kunst- und Architekturlandschaft aus der Methodik der Kunstgeographie noch als wissenschaftliche Kategorie der modernen Kunstgeschichte gelten können. Er bejaht diese Frage, auch im Bewusstsein, dass diese Methode in Deutschland durch die Vereinnahmung im Dienste der NS-Ideologie in Misskredit geraten ist. Der Wiener Geograph Hugo Hassinger hatte 1910 ein Junktum zwischen dem Klima und Baumaterial und der Form eines Bauernhauses hergeleitet, den Ansatz übernahm die Wiener Schule mit Strzygowski, Glück, Gerstenberg und dann Frey. Nach und nach wurden Belege dafür erbracht, dass die Umwelt Einfluss auf den Nationalcharakter und damit auf das Kunstschaffen einer Bevölkerungsgruppe ausübt, bis hin zu der extremen Aussage, dass es biologische und rassische Voraussetzungen für die Kunstentwicklung gibt. Nach dem Bankrott dieser Herangehensweise ist

es verständlich, dass in der Nachkriegszeit diese Methode nur mit äußerster Zurückhaltung angewendet wurde. Gleichzeitig wurde in anderen Ländern unbefangen mit der Kategorie des Raumes umgegangen, und seit einigen Jahren beobachtet man auch in Deutschland eine gewisse Renaissance der kunstgeographischen Fragestellungen.

Nach Heide Wunder, die deutliche Unterschiede in der Wahrnehmung der bäuerlichen Gesellschaften des Mittelalters in „Sprache, Recht und kulturelle[r] Orientierung“, konstatierte, versucht Herrmann eine These von je nach Ethnie formal unterschiedlichen Kirchen zu konstruieren (S. 13–14). Er fragt, ob „die Bauten in Orten mit mehrheitlich deutscher, polnischer oder preußischer Bevölkerung erkennbare Besonderheiten“ zeigen, und ob sich bei den „deutschen Siedlern, die aus Schlesien, Mecklenburg, Westfalen oder Thüringen stammten, Eigenarten finden, die sich auf ihr Herkunftsland zurückführen lassen“. Herrmann versucht u. a. für die samländischen Dorfkirchen eine ethnische Erklärung ihrer Form zu geben. Die Prußen, denen er eine „Pidgin-Religion“ aus „aufgezwungenen, beim Formelhaften gebliebenen Christentum“ und aus „heimisch gepflegten Ritualen des hergebrachten Glaubens“ nachsagt (S. 225), bauten keine eigene Pfarrkirchen. Der Landesherr – Deutscher Orden, Bischof oder Domkapitel – errichtete diese Kirchen jeweils für mehrere Dörfer in der Nähe eines Verwaltungssitzes und verwendete dafür jeweils einen ähnlichen Grundriss. Es waren „schlauchartig lange“, gewölbte Saalbauten mit einem Westturm und eingezogenen gewölbten Chören. Diese starke Längsorientierung des Gesamtraumes „sollte die preußischen Gottesdienstbesucher beeindrucken und die Autorität der christlichen Kirche und ihrer Priester unterstreichen“. Dagegen sollen die „zentralisierten Saalkirchen der Kolonistendörfer“ ein – hier schlussfolgert Herrmann mit Vorbehalt – „bewusster Ausdruck eines christlichen Gemeinschaftssinnes“ gewesen sein (S. 281–282).

Trotz des Untertitels „Untersuchungen zur Frage der Kunstlandschaft und -geographie“ ist dieses Beispiel das einzige, in dem Herrmann in das Fahrwasser der alten kunstgeographischen Methoden gerät. Aber auch hier findet er letztlich einen nüchternen Erklärungsansatz, indem er konstatiert, dass es der Bauherr war, der eine bestimmte Form der Kirche vorschrieb. Ebenso geht er bei anderen Themen vor – bei den Deutschordensburgen, bei denen die Bauherren ein Modell der Burg für verbindlich erklärten, damit es als Symbol ihrer Macht dienen konnte, bei der Rathausproblematik oder bei den organisatorisch-ökonomischen Erklärungsansätzen im Fall der großen städtischen Pfarrkirchen. Dort sucht Herrmann traditionell auch nach einem Geflecht von Vorbildern und Beeinflussungen. Es ist richtig, wenn er konstatiert, dass „sich die empirisch ermittelten Entwicklungs- und Verbreitungsphänomene der mittelalterlichen Architektur im Preußenland durch historische, gesellschaftliche oder ökonomische Gründe erklären lassen“ (S. 299). Und er fügt hinzu, dass er das von Kubach für das Rheinland ermittelte Phänomen, wonach „sich Architekturlandschaften autonom und unabhängig von politischen, geographischen, ethnischen oder anderen historischen Rahmenbedingungen entwickeln“ für das Preußenland nicht bestätigen könne. Da man hier in eine leicht irrationale Sphäre mit einem *genius loci* für bestimmte Gebiete kommt, ist das vielleicht keine schlechte Nachricht.

Die obigen kritischen Bemerkungen sollen den hohen Wert dieser Publikation nicht schmälern. Die Begrenzung auf das Gebiet östlich der Weichsel sowie auf Kirchen, Burgen und Rathäuser mutet zwar künstlich an, andererseits mussten der Arbeit Grenzen gesteckt werden, um sie in einer sinnvollen Zeitspanne zu Ende zu führen. Diese Grenzen mögen mehr oder weniger glücklich gezogen worden sein, aber eine Arbeit, in der die gesamte mittelalterliche Architektur des Deutschordenslandes Preußen katalogisiert und analysiert werden soll, kann kaum als Werk eines Einzelgängers entstehen, sondern bedarf eines größeren Forschungsprojektes. Herrmann tat in dieser Hinsicht mehr, als man von einer Habilitationsarbeit erwarten konnte. Auch die quasi-naturwissenschaftliche Formanalyse und den methodologischen kunstgeographischen Ansatz mag man in Frage stellen, jedoch die Konsequenz, mit der Hermann beide Methoden durchhält, ist bemerkenswert. Dutzende von Fragenstellungen in der Architekturgeschichte des Ordenslandes wurden knapp rekapituliert, und – was wichtiger ist – es wurde ein Lösungsansatz versucht. Nicht zuletzt ist es ein immenses Verdienst von Herrmann, die Katalogisierung von knapp einem halben Tausend Bauten vorgenommen zu haben. Man wünscht sich ein Forschungsteam, das dieser Arbeit einen Ergänzungsband folgen lässt, in dem auch Pommerellen, die bürgerliche Architektur oder die Stadtbefestigungen berücksichtigt werden. In jedem Fall haben wir es mit einem Grundlagenwerk zu tun, an dem kein Forscher vorbei kommt, der sich mit der materiellen Hinterlassenschaft des Deutschordenslandes Preußen auseinandersetzt.

Leipzig

Tomasz Torbus